

paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

3. Jahrgang Nr. 2, Sommer 1999



Ecce homo: schwul • lesbisch • Kirche?

Eine Fotoausstellung der Künstlerin Elisabeth Ohlson vom 12. Juni bis 11. Juli 1999

Daten und Fakten zur Ausstellung ECCE HOMO

Das Projekt ECCE HOMO besteht aus zwölf großformatigen Aufnahmen, die das Leben Jesu mit Darstellern aus der schwul-lesbischen Gemeinschaft in Stockholm inszenieren.

Die Fotografin Elisabeth Ohlson hat für ihr Projekt Vorbilder aus der Kunstgeschichte gewählt, Werke von Künstlern wie Michelangelo, Gustave Doré, Rubens, Juanes oder dem dänischen Künstler Carl Bloch. Diese Vorbilder hat sie mehr oder weniger deutlich nachgestellt und in einer eigenen, schwul-lesbischen Ästhetik uminterpretiert. So verwandelt sich der Einzug Jesu in Jerusalem in eine ausgelassene Szene einer Gay Parade. Und die Anbetung des Neugeborenen findet in einem fast bürgerlichen Wohnzimmer statt.

Die **Fotografin Elisabeth Ohlson** wurde 1961 in der schwedischen Kleinstadt Skara geboren. Sie wuchs zusammen mit ihrem Bruder in einer christlich geprägten Familie auf.

Seit 1980 arbeitete sie als Pressefotografin für verschiedene Tageszeitungen. 1988 zog sie nach Stockholm und wurde freiberufliche Fotografin mit dem **Arbeits-schwerpunkt Porträts**. Namhafte Manager und sogar Königin Silvia haben sich von ihr fotografieren lassen.

Die Idee zur Ausstellung ECCE HOMO bekam sie bereits Ende der achtziger Jahre, nachdem einige ihrer Freunde an Aids starben. Einige Kirchenmitglieder behaupteten seinerzeit, die Krankheit sei eine Strafe Gottes. Elisabeth Ohlson reagierte darauf mit dem Plan, **ein anderes Bild vom Leben als Homosexuelle** zu zeigen. 1996 begann sie mit den Arbeiten an den Aufnahmen für die Ausstellung ECCE HOMO.

Im **Juli 1998** wurde die Ausstellung zum erstenmal in Stockholm auf einem schwul-lesbischen Kulturfestival gezeigt. Einer Pfarrerin aus der Stadt Uppsala, dem Sitz des schwedischen Erzbischofs, gefielen die Bilder so gut, daß sie sie in kirchlichen Räumen zeigen wollte. Das

versuchten konservative Kirchenleute zu verhindern. Erzbischof Karl-Gustav Hammar, Schwedens ranghöchster Lutheraner, entschied, die Bilder als Diaprojektion im Dom von Uppsala zu zeigen.

Damit löste er eine Welle von Gegenreaktionen aus: Schwedens Katholiken unterbrachen den offiziellen ökumenischen Dialog und intrigierten so erfolgreich in Rom, daß der Papst eine seit langem terminierte Audienz für den Erzbischof absagte.

Die Veranstaltung im Dom von Uppsala war dennoch ein Riesenerfolg: Etwa 10 000 Menschen wollten die Dias sehen, trotz einer Bombendrohung.

Derzeit gastiert **ECCE HOMO als Wanderausstellung** in schwedischen Kunstmuseen und Rathäusern, immer wieder begleitet von Drohungen und Anfeindungen. Zugleich ist die Ausstellung an allen Stationen ein Publikumsrenner.

In **Schweden** wurde die Ausstellung ECCE HOMO bis dato an sieben Stationen gezeigt, darunter im Schwedischen Reichstag.

Weitere Stationen bis weit ins Jahr 2000 sind fest vereinbart. Außerhalb Schwedens hatte die Ausstellung beim Festival „Wien andersherum“ im April 1999 Premiere. Anfang Mai sollte sie für eine Woche im Europaparlament Straßburg zu sehen sein; das Veto eines finnischen Abgeordneten brachte den Plan zum Scheitern. Derzeit hängen die Bilder des Zyklus „Ecce Homo“ im Rathaus von Oslo. Nach der Ausstellung vom 12. Juni bis zum 11. Juli in der Emmaus-Kirche Berlin sind folgende weitere Stationen in Planung: Pärnu/Estland, Paris, Warschau, Antwerpen, Düsseldorf, Luxemburg, London.

Die **Ausstellung in der Emmaus-Kirche** ist eine doppelte Premiere für die Fotografin und ihr Projekt: Die Bilder hängen zum erstenmal in Deutschland und zum erstenmal in einer Kirche.

Zusammengestellt von Johannes Wendland

Inhalt

Daten und Fakten zur Ausstellung ECCE HOMO	2
Editorial	3
Ulla Franken S wie Sex	4
Jörg Machel Nur die Liebe zählt	5
Bernd Feuerhelm Schwule Szene am Lausitzer Platz	6
Die Mittelseite Vincent van Gogh: Pietà	10
Interview: Pfarrer und schwul	12
Claudia Ondracek Hilfe und Selbsthilfe	13
Christoph Albrecht So viele Lausitzer Plätze	14
Matthias Kurzer Wohnprojekt Reichenberger 129	16
Gemeinde im Überblick	17
Lesezeit	18
Ulla Franken Abschied von Jürgen Fuchs	19
Vorschau Impressum	

Aktuelle Termine

sind nicht hier abgedruckt, sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“, der monatlich erscheint.
Sie erhalten ihn in der Gemeinde und über das Internet:
<http://www.emmaus.de>

Editorial



Liebe Leserin, lieber Leser!

Der Jesus über meinem Kinderbett hatte blaue Augen und lange blonde Haare, er war ein freundlicher Hüter über meinen Schlaf. Sein Aussehen erinnerte mich an das des Rettungsschwimmers in unserer Badeanstalt. Auf dem Rücken trug er liebevoll ein kleines Lamm. Dornengesträuch und Felsklippen zeigten an, in welcher Gefahr sich das Lämmlein befunden hatte.

Die Hungertücher, die in den letzten Wochen in der Kirche zum Heiligen Kreuz zu sehen waren, zeigen Jesus ebenfalls ganz in den Kulturen beheimatet, aus denen die Arbeiten stammen. Mal erscheint er uns als Indio, mal als Afrikaner, dann wieder im Gewand und mit den Gesichtszügen eines indischen Sadu.

Diese Ausgabe des *paternoster* setzt sich mit dem Jesusbild auseinander, das die schwedische Fotografin Elisabeth Ohlson der Öffentlichkeit mit ihrer Fotoserie ECCE HOMO präsentiert. Die Künstlerin stellt Jesus in den Kontext ihrer homosexuell geprägten Lebenszusammenhänge.

Wir zeigen diese Bilder in unserer Emmaus-Kirche und freuen uns darauf, mit Ihnen darüber ins Gespräch zu kommen, wieviel kulturelle Aneignung die Jesusfigur verträgt, und ab wann der allgemeine Wahrheitsanspruch des Glaubens verloren geht.

Ich grüße Sie herzlich

Pfarrer Jörg Machel

S wie Sex

Dreizehn gegen den Rest der Welt

Ulla Franken / Können Sie sich vorstellen, daß dreizehn Männer auch nur einen einzigen Abend miteinander verbringen, ohne in irgendeiner Weise über Sex zu reden? In den Evangelien des Neuen Testaments leben dreizehn Männer etliche Jahre lang miteinander, und nicht ein einziges Mal kommt in den Beschreibungen ihres Zusammenlebens das Wort Sex oder Erotik auch nur vor.

Diese Männer reden nur von Agape: Liebe als seelische, geistliche und fürsorgende Verbundenheit, die das eigene Glück hinter das Glück des anderen stellt. Von dieser Liebe heißt es bei Paulus im 1. Korintherbrief: „Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen.“ Eros, „jene Leidenschaft, die den Menschen in Schmerzen und Seligkeit stürzt, ein unheimlicher Dämon, der auf die Höhe der Ekstase und in den Abgrund der Schlucht reißt“ (Sophokles, Antigone), scheint den dreizehn Männern nicht begegnet zu sein. Statt dessen machen sie die fleischlose Liebe zum Programm, das für alle gelten soll: für Freund und Feind, Gott und den Nächsten, Vater und Mutter, Eltern und Kinder, Mann und Frau, Familienangehörige, Freunde und Freundinnen.

Die so definierte Liebe gehört zu den häufigsten Stichworten in der Bibel. Wer dort dagegen zum Thema Sexualität Auskunft sucht, gerät in dürres Land. Einzelne Verse nehmen zu sexuellen Praktiken Stellung, so z.B. zu Sex mit Tieren (3. Mose 18,23), Sex mit (nicht nur blutsverwandten) Familienmitgliedern (3. Mose 20) und Sex zwischen Männern (3. Mose

18,22 und 20,13). Insgesamt ist der Befund jedoch mehr als dürftig. Und so kann es kaum erstaunen, wenn die Alte Kirche in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens der theologischen Diskussion über Sexualität keine große Bedeutung beimaß und die Bestrafung für sexuelle Verfehlungen sehr uneinheitlich gehandhabt wurde.

Anders wurde das mit Thomas von Aquin. Bei ihm taucht das erste Mal ausführlich eine These auf, die von da an die Haltung des Christentums zur Sexualität prägen sollte: Die Geschlechtsorgane dürfen nicht so gebraucht werden, daß die Fortpflanzung ausgeschlossen ist.

Im Sinne der kirchlichen und individuell christlichen Identitätsbildung war das eine geniale Idee. Neben dem theologischen Bekenntnis, bei dem sich schon damals nur mühsam Einigkeit erzielen ließ, gab es nun ein ganz alltägliches Lebensfeld, in dem sich abseits von umstrittenen theoretischen Richtigkeiten in der Praxis beweisen ließ, wes Geistes Kind man war. Einige hundert Jahre später war Martin Luther klug genug, sich ebenfalls diesem ganz praktischen Thema zu widmen und in seinen Tischreden konkrete Ratschläge zur Sexualpraxis zu erteilen (zweimal die Woche, aber nur in der Ehe!). Heute würde man vielleicht sagen: gelungene Arbeit an der Corporate Identity. Auf biblische Grundlagen kann sich diese Identitätsbildung jedoch nicht oder nur kaum berufen.

Wohl auch wegen dieser Legitimationslücke hält die moderne protestantische Position der jahrhundertlang vorgegebenen Richtung seit eini-

ger Zeit nicht mehr stand. Man wird heute im protestantischen Raum kaum noch Stellungnahmen finden, die Sexualpraktiken wie manuelle oder orale Befriedigung verbieten, weil sie die Fortpflanzung ausschließen. In den 60er Jahren noch ein weithin akzeptiertes Argument übrigens! Allerdings bestimmt Thomas von Aquins These kirchliche Positionspapiere dennoch bis heute in sofern, als fast immer ein irgendwie gequälter Ton einsetzt, sobald kirchlicherseits von Sexualität geredet werden soll. Möglicherweise auch in diesem Artikel.

Und dann bleibt auch noch das Problem der Homosexualität. Hier gibt es einerseits einen recht eindeutigen biblischen Befund (s.o.), der diese Form der sexuellen Beziehung verbietet; allerdings in gleicher Weise und in gleichem Atemzug wie z.B. Sex mit Nichte oder Schwiegertochter, was bei uns heute eher in die Kategorie „familiärer Fehltritt“ fällt. Andererseits hatte ich als Neuling in der Berliner Kirchenlandschaft vor fünfzehn Jahren manchmal das Gefühl, als heterosexuelle Pfarrerin einer Minderheit anzugehören.

Manche stellen die vermeintlich provokative Frage, ob nicht auch Jesus schwul gewesen sei. Und sie berufen sich dabei auf die berühmte Stelle mit dem Lieblingsjünger (Johannes 21,20). Allerdings ist hier wie überall in den Evangelien von Agape und nicht von Eros die Rede. Das ist auch provokativ, aber eben in einer ganz anderen Weise.

Nur die Liebe zählt

Der Apostel Paulus als Poet

Wenn ich in den Sprachen der Menschen und Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke.

Und wenn ich prophetisch reden könnte und alle Geheimnisse wüßte und alle Erkenntnis hätte; wenn ich alle Glaubenskraft besäße und Berge damit versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich nichts.

Wenn ich meine ganze Habe verschenkte, und wenn ich meinen Leib dem Feuer übergäbe, hätte aber die Liebe nicht, nützte es mir nichts.

Die Liebe ist langmütig, die Liebe ist gütig. Sie eifert nicht, sie prahlt nicht, sie bläht sich nicht auf. Sie handelt nicht ungehörig, sucht nicht ihren Vorteil, läßt sich nicht zum Zorn reizen, trägt das Böse nicht nach. Sie freut sich nicht über das Unrecht, sondern freut sich an der Wahrheit.

Sie erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, hält allem stand.

Die Liebe hört niemals auf. Prophetisches Reden hat ein Ende, Zungenrede verstummt, Erkenntnis vergeht. Denn Stückwerk ist unser Erkennen, Stückwerk unser prophetisches Reden; wenn aber das Vollendete kommt, vergeht alles Stückwerk.

Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, dachte wie ein Kind und urteilte wie ein Kind. Als ich ein Mann wurde, legte ich ab, was Kind an mir war.

Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrise, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich unvollkommen, dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie ich auch durch und durch erkannt worden bin.

Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe.

Jörg Machel / Diese Zeilen entstammen der Bibel, und sie sind Weltliteratur geworden. In einer Anthologie der schönsten Liebeslyrik dürfte dieses Lied auf die Liebe nicht fehlen.

Der biblische Kontext dieser Liebeslyrik allerdings ist ungewöhnlich, denn es fügt sich nicht in den großen Zyklus von Liebesliedern, der dem König Salomo zugeschrieben wird. Dieses Lob der Liebe liegt ganz versteckt im 13. Kapitel des ersten Paulusbriefes an die Korinther verborgen. Wer sich durch die ersten zwölf Kapitel dieser anspruchsvollen Schrift gearbeitet hat, wurde mit vielen Problemen konfrontiert, die diese junge Gemeinde so beschäftigt haben, und er wird mit einer Satzung zur Regelung des Gemeindelebens rechnen, nicht aber mit diesem Liebeslied.

Doch genau das ist die Botschaft dieses wunderbaren Textes: wenn es wirklich darauf ankommt, dann helfen keine juristischen Texte, keine Wortklauberei hilft, dann hilft, der Liebe zu vertrauen, sich von ihr leiten lassen.

Schwule Szene am Lausitzer Platz

Eine Jugend im Kiez

Bernd Feuerhelm / Wie fast jeden Sonntag schlendere ich morgens über den Flohmarkt. Ich will schon „ohne Beute“ wieder gehen, als ich ein leicht zerrissenes Päckchen von kleinen Hefen, zusammengehalten von einer Paketschnur, entdecke. „Der Weg zu Freundschaft und Toleranz“ steht auf dem Titel – ich bin auf eine der Schwulenzeitschriften der fünfziger Jahre gestoßen. Sie scheint förmlich gewartet zu haben – auf mich und meine momentane Beschäftigung mit der Geschichte des Lausitzer Platzes, die auch die Geschichte meiner Kindheit und Jugend ist.

Schnell werde ich mit dem Händler einig. Neugierig öffne ich das Paketband und stoße schon während des ersten Durchblätterns auf Anzeigen aus den fünfziger Jahren für Lokale am und um den Lausitzer Platz herum.

Elektrisiert fahre ich zusammen, als mir die Adresse „Lausitzer Platz 1“ ins Auge sticht. Es ist die Adresse meiner Kindheit und Jugend. Ein anderes Inserat wirbt für das Lokal „Bohème“, dessen Gründerzeit-Bufferet ausnahmsweise mal nicht Charlotte von Mahlsdorf, sondern ich erwarb, und das heute noch im „Café Breslau“ am Breslauer Platz steht.

Ich gehörte damals einer Clique von Jugendlichen an, die sich regelmä-

ßig in den Abendstunden am Lausitzer Platz traf. Es war die Zeit, als wir mit dem Rock'n'Roll versuchten, die



Bernd, im Hintergrund die Bohème

Werte der Erwachsenenwelt in Frage zu stellen. Wir lungerten auf einer Parkbank herum, nicht weit von der Bedürfnisanstalt („Klappe“). Wir trugen hautenge Jeans und Lederjacken.

Die Haare waren kunstvoll nach vorne, wie zu einer Pompadourfrisur, aufgetürmt, und nach hinten zur sogenannten „Ente“ frisiert. Die ganze Prozedur des Frisierens nahm eine gute halbe Stunde in Anspruch. Auf dem Boden stand ein Kofferradio mit eingebautem Plattenspieler, und nach den Klängen von Bill Haley übten wir die ersten Tanzschritte des damaligen Modetanzes.

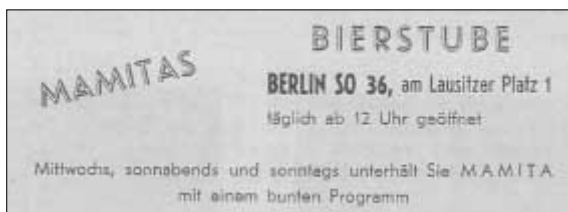
Vor der „Klappe“ hielt sich meist irgendeine

männliche Person auf, die dort etwas zu beobachten schien. Da es am Lausitzer Platz keinen Parkwächter gab, waren wir der Meinung, daß es sich um einen Zivilpolizisten handelte, der irgendwelche Spitzbuben suchte. Gänzlich verworren wurde es, wenn diese Typen jedesmal hinterherkamen, wenn einer von uns zum Pinkeln ging. Er stellte sich neben uns und guckte wohlwollend zu. Da wir nicht wußten, was diese Kerle wirklich wollte, nannten wir sie „Trockenkopfer“. So naiv waren wir in den fünfziger Jahren.

Wir Halbstarke waren gespannt in die Phantasien anderer, die wir für unsere eigenen hielten. Und die waren auf das „normale“, das heterosexuelle Verhalten ausgerichtet. Wir hatten ein stark ausgeprägtes Männlichkeitsverhalten. Zudem flüchteten sich viele von uns in Tagträumereien, die uns die Energie raubten,



Bernd in Rosas Film „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern ...“



die wir für Schule und Berufsleben hätten gut gebrauchen können.

Ich persönlich tanzte schon immer gerne. Die erforderlichen Tanzschritte übte ich manchmal alleine vor dem Spiegel oder mit der Zimmertür als „Partnerin“. Dank meiner Übungen traute ich mich bald in die Tanzkneipen. Das „Lausitzer Eck“ (heute „Pink Panther“), im Besitz von Lutz und Inge Marschall, war die Anlaufstelle schlechthin.

Eines Abends fragte mich ein Bewunderer meines Tanzstils, ob ich mit ihm tanzen und ihn führen wolle. Ich war einverstanden. Damit verstieß ich gegen ein ungeschriebenes Gesetz. Durch die konventionellen Begriffe über das, was man zu tun und zu lassen hatte, war ich nun stigmatisiert, denn ein Mann, der mit einem anderen Mann tanzte, wurde auf jeden Fall zum Außenseiter.



Im Hinterzimmer der „Bohème“

Ich wurde isoliert, viele verhielten sich mir gegenüber anders als zuvor.



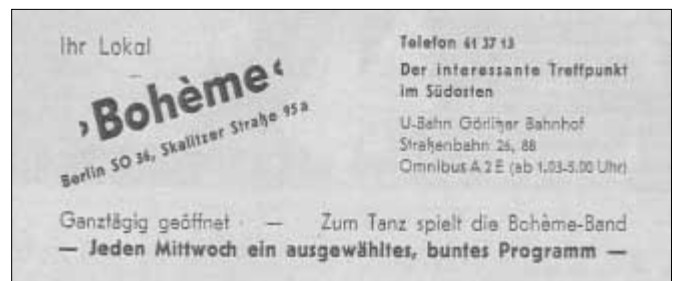
Willi Lorenz (links), Besitzer der Bohème, feiert 1955 mit Freunden das dreijährige Bestehen des Lokals.

Alles schien sich für mich zu verändern. Obwohl ich mich sicher nicht verändert hatte, außer, daß ich mit einem Mann getanzt hatte. Nichts weiter.

Ich blieb ein guter Tänzer. Und der, den ich beim Tanz geführt hatte, führte mich ein in eine für mich neue, in die schwule Welt. In die Lokale rund um den Lausitzer Platz. Ohne mich zu bedrängen. Ohne mich zu isolieren. Ohne mich verändern zu wollen. Dort wurde ich durch meinen – ich will nicht übertreiben, aber es war durchaus ein ausdrucksstarker – Tanz ein akzeptierter Mensch. Ich konnte sein – und tun – und machen.

Und das waren die Lokale in der Gegend des Lausitzer Platzes: die „Artistenklausur“ am Lausitzer Platz 1, deren Besitzerin, Ida Fürstenau, auch Inhaberin der legendären Lesbenkneipe „Fürstenau“ in der Adalbertstr. 21 war. Das Schwulenlokal „Bohème“, Lausitzer Platz/Ecke Skalitzer Straße

(heute „Sinatra“), mit überwiegend Kreuzberger Stammpublikum. Ein Lokal ohne Türsteher und Klingel, mit Luftballons und Girlanden als Dekoration sowie Wohnzimmertapete gaben dem „Bohème“ einen gewissen rheinischen Frohsinn. Nicht zu vergessen „Ellis Bierbar“ am Görlitzer Bahnhof, eine der ältesten und durch die Medien sehr bekannten Schwulenkneipen. Sie wurde in den neunziger Jahren durch die neuen Betreiber der Endart-Galerie endgültig ihres Charmes beraubt und existiert heute nicht mehr.



Jeder dieser Läden hatte eine gewisse Gemütlichkeit oder auch Plüschigkeit, unterschied sich aber durch das Publikum, wobei „Elli“ mit ihrer Bierbar durch die Mischung vom Lederkerl bis zum Transvestiten Maßstäbe setzte.

Rosa von Praunheim setzte Elli ein Denkmal mit seinem Film „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“. In diesem



Hinterzimmer von „Ellis Bierbar“

Film wirkte ich als Hauptdarsteller mit. Es ist ein Film, der urchristliche Toleranz beschwört. Akzeptiere den Menschen, wie er (oder sie) ist.

Zurück zu mir, dem Ausgestoßenen aus der Halbstarken-Clique vom Lausitzer Platz – dem Tänzer. 1961, mit dem Bau der Mauer, wurde mein Kreuzberg an den Rand gedrängt. Ich mußte gehen. Und ich wollte gehen. Es mußte nicht Amerika sein. Mir reichte ein anderer Stadtbezirk. Das war Schöneberg, wo ich auch heute noch wohne.

Im ersten Moment war Schöneberg die sogenannte „Große Welt“. Man hatte Stil. Es gab gestylte Bars, aber es war kalt zwischen den Menschen. Nicht so lebendig, so exzessiv wie in Kreuzberg. Im Gegensatz zu Kreuzberg waren in den schwulen Lokalen Schönebergs Frauen akzeptiert. Und dort konnte ich tanzen, auch in einem schwulen Lokal, und zwar mit Frauen, ohne ausgegrenzt zu werden.

Und endlich hatte ich auch mein Wohnzimmer für mich entdeckt, näm-

lich den „Dandy Club“ in der Augsburger Straße. Warum tat ich das alles? Bis morgens im „Big Apple“, im alten „Eden Saloon“, im „KC“ oder „Trocadero“ zu tanzen. Es war wie ein Rausch. Ich lernte immer neue Leute kennen, ohne sie wirklich kennenzulernen.

Ein Verlangen nach Zuwendung ließ mich weitertanzen, ohne damit wirklich Nähe erlangen zu können. Und damit war ich nicht alleine. Ich traf unter allen Künstlern und solchen, die sich dafür hielten, unter all den Selbstdarstellern und Ausgeflippten, doch noch echte Menschen. Unter anderem Holger Mischwitzky, der sich später „Rosa von Praunheim“ nannte.



Bernd und Rosa im legendären „Harlekin“

Ich tanzte damals auch bei Modenschauen – von Nobert's und Selbach, den angesagten Modegeschäften. Bei einer Modellagentur machte ich eine Ausbildung als Dressman; die dort aufgenommenen Fotos gelangten zum Künstlerdienst. Dort fielen sie



Modefoto von Bernd

Rosa von Praunheim auf, der gerade auf der Suche nach einem Hauptdarsteller für seinen neuen Film war. Wir kannten uns bereits: In seiner Wohnung in der Crellestraße hatte ich einen meiner ersten Joints geraucht (Übrigens wurde damals in allen Szene-Wohnungen gekiff). In einem seiner Kurzfilme hatte ich als Statist mitgewirkt. Trotzdem behauptete Rosa später, er habe mich nur aufgrund der Fotos in der Künstleragentur ausgewählt.

Rosa war der Meinung, daß ich schwul bin, also war das kein Thema zwischen uns. Erst während der Dreharbeiten gab es Schwierigkeiten:

Einige Szenen waren sehr intim und lösten Unbehagen bei mir aus. Ich hatte vorher noch nie richtig einen Mann geküßt, wenn man von einigen Kußexperimenten als Jungen im Schwimmbad unter Wasser absieht. Weil ich heterosexuell war,

wirkte das alles bei mir ein wenig hölzern. Genau das aber gab dem Film den gewünschten Effekt: Ich spielte ja einen jungen Mann aus der Provinz,



Filmszene aus
„Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“

der in die Großstadt kommt und dort ganz verklemmt auf das wilde Leben reagiert. Das Ende des Films ist der Ausbruch aus dieser Verklemmtheit: Raus aus der Gehemmtheit, rein in die Szenekeller! Rosa ging trotzdem ein wenig auf Distanz zu mir; die Dreharbeiten mußten öfter unterbrochen werden, weil ich den Tränen nahe war. Ich hatte das Gefühl, daß meine Grenzen nicht respektiert wurden. Rosa fragte mich nie nach dem Grund: Für ihn war das, was mir Schwierigkeiten bereitete, normal. Ich erinnere mich besonders an eine Szene, in der ich nackt mit einem Mann ins Bett stieg. Die Szene mußte x-mal gedreht werden. Ich konnte einfach nicht! Ein halbes Dutzend Menschen drängten sich im Türrahmen und versuchten, einen Blick auf uns zu erhaschen.

Der Film hatte 1971 auf den Berliner Filmfestspielen im neugeschaffenen „Forum des jungen Films“ Premiere. Ich saß im Publikum und erkannte mich kaum wieder. Die mei-

sten Leute um mich herum lachten, als ob ich eine Witzfigur sei. Ich fühlte mich alleine. Wieder war ich der Ausgeschlossene – wie damals bei meiner Halbstarckenclique am Lausitzer Platz.

Hinterher gingen wir auf eine Art Premierenparty, irgendwo in einer Privatwohnung mit lauter wichtigen Leuten aus der Filmszene. Einige wollten mit

mir ein Gespräch anfangen, aber ich stand so unter dem Druck, dazugehören zu wollen, daß ich permanent versuchte, mich zu profilieren und letztendlich kein vernünftiges Wort herausbrachte. Ich war so „exklusiv“, daß ich mich völlig deplaziert fühlte. Ich glaubte, daß von mir wichtige politische Aussagen erwartet würden – zum Beispiel zum Drehbuch, das von Rosa gemeinsam mit dem Sexualwissenschaftler Martin Danecker erarbeitet wurde. Ich konnte zur Schwulenzbewegung gar nichts sagen.

Letztendlich war es Rosa, der mir durch den Film zu meinem „Coming out“ als Heterosexueller verholfen hat. Die Filmarbeit mit Rosa machte es mir aber auch möglich, meine „Kreuzberger Zeit“ noch einmal mit kritischem Abstand nachzuerleben.

Fortsetzung folgt.



Pfarrer und schwul

Ein Interview mit Pfarrer i.R. Udo Kelch

paternoster: Wie lebt es sich als Schwuler in der Kirche?

Udo Kelch: Ich hatte das Glück, immer in einem kirchlichen Kontext zu leben, der im Blick auf Homosexualität liberal eingestellt war.

p.: Man hört von Zeit zu Zeit von disziplinarischen Maßnahmen gegen schwule Pfarrer, was sind Ihre Erfahrungen?

Udo Kelch: Ich bin zwar Pfarrer, habe aber immer in der Ausbildung von Katecheten gearbeitet, sodaß ich nie mit der besonderen Situation eines Gemeindepfarramts konfrontiert wurde.

p.: Ihr kirchlicher Dienst begann 1957. Wie hat man damals auf Ihr Schwulsein reagiert?

Udo Kelch: Ich habe es nicht ausdrücklich zum Thema gemacht, obwohl meine Homosexualität vielen Leuten bekannt war. Ich kann mich auch an keine Situation erinnern, in der ich meine sexuelle Orientierung hätte offenlegen müssen.

p.: Wann haben Sie sich als Schwuler geoutet?

Udo Kelch: In den siebziger Jahren sollte ein Mitarbeiter in einer Weddinger Kirchengemeinde wegen seiner Homosexualität gekündigt werden. Das war für mich der Anlaß, mich mit ihm zu solidarisieren und in die Öffentlichkeit zu treten.

p.: Was hat Sie ermutigt, so zu reagieren?

Udo Kelch: Eine wichtige Rolle in meinem Coming out spielte Rosa von Praunheims Film „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“. Das entscheidende Ereignis für mich aber war die Gründung der HuK (Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche e.V.) auf dem Kirchentag 1977 in Berlin. Zentral für mich war die Erfahrung, als Schwuler in der Kirche nicht allein zu sein, sondern in einer Gruppe von homosexuellen Christen und Christinnen meinen Glauben leben zu können.

p.: Können Sie etwas über Ziele und Aufgaben der HuK erzählen?

Udo Kelch: Unser Credo ist, daß Homosexualität und Evangelium kein Widerspruch sind. Deshalb möchten wir uns als homosexuelle Menschen in die Gemeinde integrieren und so wie wir sind akzeptiert werden.

p.: Wie reagiert die offizielle Kirche auf Ihren Verein?

Udo Kelch: Wir selbst haben Kontakt zur Kirchenleitung aufgenommen, um Problemfälle zu besprechen. Dabei sind wir auf eine erfreulich offene Gesprächsatmosphäre gestoßen.

p.: Würden Sie jungen KollegInnen raten, sich zu outen?

Udo Kelch: Angesichts der aktuellen Stellenlage rate ich doch eher zu Zurückhaltung in dieser Frage.

Pfarrer Udo Kelch, Jahrgang 1930, zuletzt Studienleiter am Institut für Katechetischen Dienst der EKIBB.

Das Interview führte Jörg Machel.

Zur Mittelseite

Jörg Machel / Das Bildmotiv der PIETÀ zeigt die trauernde Maria, die ihren toten Sohn in den Armen hält. Zwischen Kreuzabnahme und Grablegung ist die Szene angesiedelt und wird in der Karfreitagsliturgie zur Vesper in Erinnerung gerufen. Aus diesem Grund wird das Motiv im deutschen Sprachraum auch als Vesperbild bezeichnet.

Seine größte Verbreitung fand es in den Zeiten der Pest. Die Menschen sahen in dieser Szene äußerster Trauer wohl ihre eigene Leidenserfahrung wiedergegeben und fanden darin Trost und Hoffnung.

Die auf der Mittelseite abgebildete PIETÀ gilt als das Hauptwerk aus Michelangelos Frühzeit. „Der dargestellte Gegenstand war etwas völlig Neues für Italien, wenigstens als Bildhauerarbeit, und viele Zeitgenossen Michelangelos sahen darin eine Häresie.“ (Michelangelo, von Ludwig Goldschneider, Phaidon Verlag)

Als Gotteslästerung empfinden einige Christenmenschen auch die Fotoarbeit der schwedischen Künstlerin Elisabeth Ohlson, die wir auf der Frontseite abgebildet haben. Diese Christusfigur, dargestellt von einem aidskranken Mann, paßt nicht in das Weltbild jener Fundamentalisten, die diese Krankheit als Gottes Strafgericht über homosexuell lebende Menschen predigen.

Hilfe und Selbsthilfe

zusammengestellt von Claudia Ondracek

HuK - Ökumenische Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche e. V.

Der Gedanke, daß Homosexualität und Evangelium einander nicht ausschließen und in der Botschaft Jesu Gemeinschaft und nicht Ausgrenzung zentral sind, führte 1977 zur Gründung der HuK. Mittlerweile ist die HuK eine bundesweite Organisation, deren Regionalgruppen in dreißig Städten und Regionen Deutschlands vertreten sind. Neben dem Erfahrungsaustausch und damit der Stärkung der Identität von Schwulen und Lesben geht es der HuK vor allem um deren Gleichberechtigung in Kirche und Gesellschaft und eine Aufklärungs- und Emanzipationsarbeit (auch in theologischer Hinsicht), die nicht nur auf Gemeinde-, sondern auch auf bundesweiter (u. a. Kirchentagen) und sogar internationaler Ebene stattfindet.

Gottesdienste:

Jeden 2. Freitag im Monat um 20 Uhr und jeden 4. Samstag im Monat um 15 Uhr in der Jesus-Christus-Gemeinde, Wartenburgstr. 7 (Kreuzberg)

Zum Christopher-Street-Day am 25. Juni 99 um 20 Uhr in der Paul-Gerhardt-Kirche, Hauptstr. 48 (Schöneberg)

Kontakt: Thomas Beckmann / Tel. 89 72 40 19

Ökumenische AIDS-Initiative Kirche positHIV

Schon seit 1989 arbeitet die Pastorin Dorothea Strauß ehrenamtlich in der Seelsorge von Menschen mit HIV und Aids, bevor dann 1993 die Kirche positHIV gegründet wurde. Zentrales Anliegen ist die seelsorgerische Betreuung von Betroffenen und ihren Angehörigen und Freunden sowie die Aufklärungsarbeit in Kirchen und Gemeinden. Finanziell getragen wird die Arbeit bis Ende 1999 vom Franziskanerorden in Pankow, ein seltenes Beispiel der Zusammenarbeit über konfessionelle Grenzen hinweg.

Gottesdienst:

Letzter Sonntag im Monat um 18.30 Uhr in der Kirchengemeinde Am Lietzensee (Charlottenburg)

Kontakt:

Ev. Kirchengemeinde am Lietzensee /
Pastorin Dorothea Strauß / Herbartstr. 4 - 6
Tel. 32 67 18 02

Yachad Berlin e. V.

Seit 1997 besteht diese Gruppe lesbischer, schwuler, bisexueller und transsexueller Jüdinnen und Juden in Berlin, die ganz unterschiedliche Herkunft und damit auch unterschiedliche religiöse Identitäten haben. Zu einem positiven Selbstverständnis zu finden durch Erfahrungsaustausch und Informationsaustausch und das gemeinsame Feiern von religiösen Festen, das ist der Kern der Arbeit von Yachad. Darüber hinaus ist Yachad aktiv bei Aktionen gegen Antisemitismus, Rassismus und Gewalt gegen Lesben und Schwule.

Kontakt:

Yachad Berlin e.V. / c/o Mann-O-Meter / Motzstr. 5 /
10 777 Berlin (Schöneberg)
Tel. Gidon 791 76 18 ; Anne 442 98 36

So viele Lausitzer Plätze

Veranstaltungsreihe zu „150 Jahre Lausitzer Platz“

Christoph Albrecht / 150 Jahre nach der Namensgebung „Lausitzer Platz“ luden die AnwohnerInnengruppe Lausitzer Platz, die Heinrich-Zille-Grundschule und die Emmaus-Ölberg-Gemeinde Anwohnerinnen und Anwohner zu einer kleinen Veranstaltungsreihe vom 7.-9. Mai ein; sie sollte ein Beitrag sein, am Lausitzer Platz eine gute Nachbarschaft zu fördern.

ter, Arbeit oder Arbeitslosigkeit. Für den „mittelalterlichen“ Berufstätigen, der oder die nur morgens und abends den Platz überquert, ist er schön und grün. Für Mädchen ist er das Reich der Jungs, in dem sie nicht viel zu sagen haben. Das gleiche gilt für viele Kinder, die sich vor der Gewalt der Jugendlichen fürchten. Wer tagsüber freie Zeit hat, kann die Ruhe und im

SchülerInnen umsehen. Sie hatten viele Gespräche mit Menschen geführt, die ihr langes oder noch junges Leben am Lausitzer Platz verbracht haben. Auf großen Stelltafeln, die die SchülerInnen aus Pappe gebastelt hatten, waren besonders interessante Aussagen aufgeschrieben und illustriert. Außerdem hatten die Schüler in gleicher Form die Ergebnisse ihrer Recherchen zur Frage „Was ist schön und was ist nicht schön am Lausitzer Platz?“ gestaltet. Das animierte die Besucherinnen und Besucher, über ihre eigenen Erfahrungen und Meinungen zu sprechen, und es entstand schnell eine engagierte und amüsierte Stimmung.



Als Auftakt skizzierte Christoph Albrecht von der AnwohnerInnengruppe den kurzen und heftigen Prozeß, durch den von 1850 bis 1900 die Viehweiden und Äcker zwischen Spree und Landwehrkanal besiedelt wurden. In dem anschließenden Gespräch über Ideen und Wünsche für ein gutes nachbarschaftliches Zusammenleben am Lausitzer Platz wurde deutlich, daß es *den* Lausitzer Platz nicht gibt. Es gibt viele, sehr verschiedene „Lausitzer Plätze“.

Wer welchen Lausitzer Platz erlebt, das hängt ab von Geschlecht, Al-

Sommer den Schatten der großen Bäume genießen, doch alte Menschen verlassen den Platz, sobald die Sonne untergeht. Und die Eltern, die mit ihren kleinen Kindern den Spielplatz besuchen (der im Herbst erneuert wird), ärgern sich über Hundescheiße im Sand. Dennoch: Trotz Kritik fanden die meisten das Leben am und mit dem Lausitzer Platz so akzeptabel, daß sie nicht wegziehen wollen.

Höhepunkt war die Veranstaltung am Samstag, den 8. Mai. Ab 15 Uhr kamen die Gäste und konnten sich erst mal in einer Ausstellung der Zille-

Nachdem die SchülerInnen mit ihrer Lehrerin Hedwig Matt das Unterrichts-Projekt „Lebensgeschichten vom Lausitzer Platz - Ich sehe was, was Du nicht siehst“ vorgestellt hatten, zeigten sie ihr Video mit Ausschnitten aus den Gesprächen. So waren alle schon gut informiert und eingestimmt, als anschließend - bei Kaffee und Kuchen - drei AnwohnerInnen vom Lausitzer Platz aus ihrem Leben erzählten. Die Fragen von



Hedwig Matt und Christoph Albrecht bezogen sich vor allem auf die Kinder- und Jugendjahre, um so gleich-

sam eine „Wanderung“ durch das Jahrhundert aus der Perspektive eines jungen Menschen zu machen. Es begann mit Frau Eich, die seit fast achtzig Jahren am Lausitzer Platz wohnt, setzte sich fort mit Bernd Feuerhelm, Jahrgang '43 (siehe sein Beitrag in diesem Heft), und endete mit Hanna Gritz, Anfang Zwanzig.

In allen drei Erzählungen wurde deutlich, daß der Lausitzer Platz kein



„gemütliches“ Pflaster ist - und auch nie war! Doch trotz des oft ruppigen Umgangs schaffen sich Kinder und Jugendliche eine „Heimat vor der Haustür“. Für Frau Eich waren es die schönen Blumenbeete und viele Möglichkeiten, mit selbst erfundenen Spielen auf der Straße zu spielen. Für Bernd Feuerhelm, der als Halbstarker und Rock'n'Roller in den fünfziger Jahren am Platz lebte, waren es die Ruinen der Emmaus-Kirche und die Tanzlokalen, in denen er unbewußt seinen Weg vom Lausitzer Platz in die Filmwelt vorbereitete. Und für Hanna Gritz waren es die legeren achtziger Jahre, in denen in Kreuzberg die Alternativ-Kultur das Klima bestimmte und Kindern bzw. Jugendlichen viele Freiräume für ihre Entwicklung bot.

Aber auch die Unterschiede waren herauszuhören, manchmal eher „zwischen den Zeilen“. In den zwanziger Jahren prägten strenge gesellschaftliche Regeln und wenig Geld das Leben eines Jugendlichen; in den fünfziger Jahren waren es als überkommen



wahrgenommene Regeln und sehr oft Armut. In den achtziger Jahren war das Bild vielfältiger: Einerseits gab es großzügige Möglichkeiten für das Aufwachen von Kindern „alternativer“ Eltern, andererseits waren viele Kinder – vor allem Töchter – aus muslimischen Familien strengen Regeln unterworfen, die oft mit der deutschen Alltagswirklichkeit nicht zusammenpaßten.

Es waren an die hundert Menschen, die diesen schönen Nachmittag erlebten, und die meisten waren noch dabei, als am Abend Marga Behrends, eine 92jährige Kreuzbergerin, die in den zwanziger Jahren in Revuen im Admiralspalast getanzt und gesungen hatte, ihre Lieder aus dieser Zeit und den fünfziger Jahren vortrug, begleitet von ihrem Pianisten Frank Augustin. Und alle, wirklich alle, waren gefangen und begeistert von ihrem Temperament, ihrer Lebensfreu-

de und ihrem Lachen, - einige konnten am Ende fast nichts mehr sehen, die Augen waren zu feucht.



Wohnprojekt Reichenberger 129

Lebensqualität für Aids-Kranke

Matthias Kurzer / Die erste pater-noster-Ausgabe 1996 brachte ein Interview mit Christian Thomes vom ZiK (Zentrum im Kiez) über ein geplantes Wohnprojekt für Menschen mit Aids. Am 5. Juli ist nun die offizielle Eröffnung geplant. Aber seit Mitte April wohnen im „Wohnprojekt Reichenberger Strasse 129“ bereits 19 von HIV betroffene Menschen, und die Warteliste ist noch lang. Das Haus beherbergt neben cleanen Drogenabhängigen und schwulen Männern als klassischen Aidsbetroffenen auch heterosexuelle Frauen. Die Drogenabhängigen haben entweder einen Entzug hinter sich oder sie sind methadonsubstituiert. Einige, die zuvor wegen Drogenbesitzes zu Haftstrafen verurteilt wurden, leben hier mit psychologischer Begleitung im Rahmen eines Wiedereingliederungsprojekts. Allen Bewohnern ist gemeinsam, daß sie sich aufgrund ihrer Krankheit und den daraus erwachsenen Lebensumständen wie Obdachlosigkeit und Armut, Wegfall sozialer Bindungen, psychische Erkrankungen in einer Wohnung „draußen“ nicht mehr allein versorgen können.



Reichenberger/Ecke Ohlauer:
Eine gute Adresse für Menschen mit Aids

Die Bewohner des Hauses leben in insgesamt 21 behindertengerechten Einraumappartements mit Bad und kleiner Küche. Diese verteilen sich auf fünf Etagen mit je einem zusätzlichen Gruppenraum und einer Gemeinschaftsküche. Die Dachterrasse hat einen Wintergarten und eine Terrasse für Gruppenaktivitäten, während im Erdgeschoß ein Veranstaltungscafé vorgesehen ist. Die sanitäre und bauliche Ausstattung des Hauses ist darüber hinaus auf eine umfangreiche pflegerische Versorgung der Bewohner ausgelegt, die im Bedarfsfall von den ambulanten Pflegediensten genutzt werden kann.

Im Wohnprojekt werden die Bewohner durch sechs Sozialarbeiter täglich von 9 bis 22 Uhr betreut. Die Nachtdienste übernimmt studentisches Hilfspersonal mit Pflegeerfahrung. Die Sozialarbeiter bieten Beratung und Begleitung in der Strukturierung und Gestaltung des Lebensalltags in und außerhalb des Hauses an. Dies beinhaltet neben Einzelberatung regelmäßige Etagentgespräche, die z.B. dem Aushandeln gemeinsamer Regeln oder der Klärung sozialer Konflikte unter den Bewohnern dienen, für die der Wechsel in eine sozial organisierte „Alltagsnormalität“ vor allem zu Anfang oft eine Überforderung bedeutet. Die ärztliche, psychologische und pflegerische Betreuung ist nicht Bestandteil des Hauses, sondern erfolgt durch niedergelassene Praxen und Pflegedienste, wobei eine enge Kooperation mit einem auf die Pflege Aidskranker spezialisierten Dienst besteht.

Finanziert wird das Projekt nach

§ 39 des Bundessozialhilfegesetzes zur Wiedereingliederung Hilfebedürftiger. Die Bewohner selbst beziehen Sozialhilfe zur Miete und zum Lebensunterhalt. Die individuell erforderliche pflegerische Betreuung wird über die Pflegeversicherung abgedeckt.

Ziel des Wohnprojektes soll die Schaffung eines an der Normalität orientierten, verbindlichen Rahmens sein, in dem diese Menschen wieder leben lernen können – mit anderen Menschen, selbstverantwortlich und selbstorganisiert.

Das Wohnprojekt Reichenberger Straße 129 ist damit entgegen ursprünglichen Planungen kein Hospiz, kein Sterbehaus, also keine stationäre Pflegeeinrichtung. Es ist ein Haus, in dem das Leben groß geschrieben wird. Dennoch wissen alle Bewohner des Hauses, daß sie im Vergleich zu anderen wohl nur noch eine begrenzte Lebenserwartung haben. Erfahrungen aus dem Projekt Dessauer Straße lehren: die Auseinandersetzung mit diesem Thema erfolgt angstvoll und schrittweise mit der Erfahrung, von anderen Abschied zu nehmen, die früher gehen ... Dies steht hier noch bevor. Für die Begleitung auf diesem Weg und für möglichst viele offene, praktische Angebote, wie z.B. einfach nur Haarschneiden, soll ein ehrenamtlicher Freundeskreis aufgebaut werden. Daneben wünschen sich Bewohner und Sozialarbeiter eine schnelle Beseitigung der letzten Baumängel, denn sie schränken die Lebensqualität ein – und Lebensqualität ist das Wichtigste für die Menschen in der Reichenberger 129.

Jahreswechsel 2000

Noch sind die Würfel nicht gefallen - Flucht aus Berlin oder rein ins pralle Treiben? Wir brauchen dringend Rückmeldungen, ob unser Angebot, den Jahreswechsel miteinander in der Emmaus-Kirche zu feiern auf Ihr Interesse stößt.

Unser Angebot: ab 20.30 Uhr ein Konzert in der Ölberg-Kirche, danach geht es mit einem Buffet in der Emmaus-Kirche weiter. Es folgt ein Gottesdienst zur Jahrtausendwende und danach tanzen wir in den Morgen hinein.

Sängerinnen und Sänger des Rias-Kammerchores

werden am Freitag, 18. Juni, um 20.00 Uhr in der Emmaus-Kirche zu Gast sein. Der Chor wird alte italienische Musik a capella präsentieren. Karten sind in der Küsterei im Vorverkauf erhältlich.

Petite messe solennelle

von G. Rossini wird am Sonnabend, 3. Juli, in der Emmaus-Kirche aufgeführt. Ausführende sind das im vergangenen Herbst neugegründete Vokalensemble und Solisten unter Leitung von Ingo Schulz. Karten sind in der Küsterei im Vorverkauf erhältlich.

Der neue Konfirmandenkurs

startet am 25. September um 15.00 Uhr in den Gemeinderäumen Lausitzer Straße 30. Der Weg ins Erwachsenenalter war niemals einfach, hier in der Großstadt ist er besonders schwierig. Bisher haben die Erwachsenen vorgegeben, wie alles zu laufen hat, nun muß man eigene Kriterien finden, nach denen man sein Leben gestaltet. Dabei wollen wir helfen. Die Anmeldung erfolgt am besten über die Küsterei, und dann gibt es im September noch ein Erinnerungskärtchen!

Christlich-Islamischer Dialog

An bisher drei Abenden haben wir versucht, Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Islam und Christentum zu erörtern. Um die ausgetretenen Diskussionspfade zu verlassen, haben wir uns sehr konkrete Fragestellungen vorgenommen und gute Erfahrungen damit gemacht. Bisher haben wir uns mit den Themen Krankheit und Sterben befaßt. Nun wollen wir uns einem etwas brisanten Stoff zuwenden, indem wir nach der politischen Dimension unseres jeweiligen Glaubens fragen. „Das Verhältnis von Bürgergemeinde und Bekenntnisgemeinde in Christentum und Islam“, so lautet der Titel unseres nächsten Treffens am 23. Juni um 19.00 Uhr.

Plakate und Mousepads

mit Seyfrieds Wuselbild von der Emmaus-Kirche können Sie bei uns erwerben. Ein treffliches Geschenk für die lieben Freunde und Verwandten in der Ferne, die schon immer mal wissen wollten, wie es sich am Lausitzer Platz denn so leben läßt.

AnwohnerInnenfest

Am Sonnabend, dem 19. Juni werden die AnwohnerInnen des Lausitzer Platzes gemeinsam mit Gästen rund um und im Kirchturm das alljährliche Spiel- und Nachbarschaftsfest feiern.

Diakonisches Werk

wird neu strukturiert und stellt sich damit den Herausforderungen des neuen Kirchenkreises Berlin-Stadtmitte. Dabei soll per Satzungsänderung das bestehende Diakonisches Werk Kreuzberg in ein Diakonisches Werk Berlin-Stadtmitte erweitert werden. Voraussichtlich noch während des Sommers wird diese Arbeit abgeschlossen sein.

Ausstellung ECCE HOMO

Die Öffnungszeiten sind:
vom 12. Juni bis 11. Juli 1999
täglich 15.00 - 22.00 Uhr

am 18.6., 29.6., 2.7.+3.7.
von 10.00 - 17.00 Uhr

Eintritt: DM 8.-,
ermäßigt DM 6.-

Gruppenermäßigung gibt es
nach Vereinbarung

Anmeldung von Gruppen unter
Telefon 616 93 10.

Der Gewinn der Ausstellung fließt in
die seelsorgerische Betreuung von
HIV-Infizierten

An den fünf Ausstellungssonntagen
können Sie um 9.30 Uhr in der Emmaus-Kirche Predigten zu Bildern der Ausstellung hören.

Zusätzliche Veranstaltungen im Rahmenprogramm der Ausstellung entnehmen Sie bitte unseren Kalendern und den aktuellen Aushängen in den Schaukästen.

Neuer Auftritt im Internet

Sie erreichen uns ab sofort
unter neuer Adresse:

<http://www.emmaus.de>

und per e-mail
gemeinde@emmaus.de
ulla.franken@emmaus.de
joerg.machel@emmaus.de
christina.lenz@emmaus.de
erik.senz@emmaus.de
ingo.schulz@emmaus.de

**Charlotte von Mahlsdorf,
Ich bin meine eigene Frau,
Autobiographie**

Sie ist eine Gallionsfigur der ostdeutschen Schwulenszene und neben Mary Deutschlands berühmtester Transvestit: Charlotte von Mahlsdorf alias Lothar Berfelde. 1997 ist Charlotte nach Schweden ausgewandert; geblieben sind ihre Erinnerungen, 1992 von Rosa von Praunheim verfilmt: „Ich bin meine eigene Frau.“

In anekdotischem Plauderton erzählt die gebürtige Mahlsdorferin von ihrer Kindheit in der NS-Zeit, von der Entdeckung des „Andersseins“, der Leidenschaft zu Antiquitäten, von SED-Bürokratie, der ostdeutschen Homosexuellenbewegung und ihrem Lebenswerk – dem Gutshaus in Mahlsdorf.

Nicht alle Geschichten halten einer historischen Überprüfung stand, aber wenn sie nicht wahr sind, so sind sie doch gut erfunden. Nach der Lektüre empfiehlt sich ein Besuch in Charlottes Hinterlassenschaft: Das Gutshaus von Mahlsdorf und seine Gründerzeit-sammlung kann auch heute noch berücksichtigt werden.

Dtv, TB, DM 12,90

**Erika Fischer,
Aimée & Jaguar,
Biographie**

Berlin 1942: Die 29jährige Lily Wust, Frau eines Soldaten und Mutter von vier Söhnen, verliebt sich in die 21jährige Jüdin Felice Schragenheim. Die beiden werden ein Paar; Lily läßt sich scheiden. Ein Jahr lang führen Lily und Felice als „Aimée“ und „Jaguar“ eine turbulente Beziehung. Bis sie nach einem Sommerausflug in Lilys Wohnung von der Gestapo erwartet werden...

Spätestens seit Max Fäberböcks gleichnamiger Verfilmung ist die außergewöhnliche Liebesgeschichte über Deutschland hinaus bekannt. Im Gegensatz zum Film, der die Ereignis-se dramaturgisch glättet, zeichnet Erika Fischer anhand von Tagebucheinträgen, Interviews und Briefen ein vielschichtiges Porträt der beiden Frauen. Die kritische Distanz der Autorin zu den Erzählungen von Lily Wust, die vor allem im Nachwort des Buches zum Ausdruck kommt, führte zum Zerwürfnis.

Dtv, TB, DM 16,90

**Jeanette Winterson,
Orangen sind nicht die einzige
Frucht,
Autobiographie**

Als Adoptivkind wächst Jeanette Winterson bei Stiefeltern auf, die der Pfingstlerbewegung angehören. Sie wird im Glauben erzogen, eine Auserwählte Gottes im Kampf gegen die sündige Welt zu sein. Das zaghafte Streben des Mädchens nach Normalität wird von der dominanten Mutter im Keim erstickt. Doch die Zweifel des Kindes wachsen. Als sie als Jugendliche entdeckt, daß sie Frauen liebt, ist der Bruch nicht mehr aufzuhalten.

Die Memoiren der Britin Jeanette Winterson, inzwischen auch gleichnamig verfilmt, schildern eindrücklich die erstickende Enge eines bigotten Universums, in dem es nur Gut und Böse gibt und Andersdenkende zu Verdammten werden.

Fischer Verlag, TB, DM 16,90

**A. M. Homes,
Jack,
Jugendbuch**

Daß sein Vater nun woanders lebt, hat Jack nach Jahren einigermaßen akzeptiert. Als ihm sein Vater dann aber eines Tages sagt, daß er nach der Trennung von Jacks Mutter mit einem Mann zusammenlebt, bricht für den sechzehnjährigen Jack die Welt zusammen. Er schwankt zwischen Abscheu, Nicht-Verstehen, Scham, Angst, aber auch Sehnsucht und Liebe. Der langsame Weg der Annäherung an seinen Vater ist auch ein Weg des Erwachsenwerdens für Jack.

Arena Life, TB, DM 12,90

**Inger Edelfeldt,
Jim im Spiegel,
Jugendbuch**

Der vierzehnjährige Jim ist ein Außenseiter. Er büffelt für die Schule und ist als Streber verschrien. Für Mädchen interessiert er sich auch nicht. Er kapselt sich immer mehr ab. Doch dann passiert das, was ihm eine Antwort auf sein schmerzhaftes Gefühl, anders als die anderen zu sein, zu geben scheint: Er verliebt sich in einen Jungen. Mit aller Kraft bäumt er sich dagegen auf - und verleugnet sich selbst. Erst als er Mats trifft, läßt Jim seinen Schutzmantel aus Härte und Distanz fallen und findet den Mut, er selbst zu sein.

Ravensburger, TB, DM 10,90

*	muß nicht sein
**	borgen
***	kaufen
****	verschenken

Für uns, die wir noch hoffen

Abschied von Jürgen Fuchs

Ulla Franken / 1976 in Leipzig entstand die Platte von Pannach, Fuchs und Kunert als Mitschnitt einer privaten Veranstaltung, die meine erste Begegnung mit dem Schriftsteller und Liedertexter Jürgen Fuchs war. Über Freunde aus der (West-)Berliner Liedermacherszene gab es in der Zeit danach manchmal Informationen oder auch ganz kurze Begegnungen über und mit Wolf Biermann – für mich als damals gut zwanzigjährige Neuberlinerin aus einer recht provinziellen Kleinstadt alles sehr aufregend, aber noch kaum einzuordnen. Nur eine allererste Ahnung davon, daß es auf der ost-west-politischen Bühne noch etwas anderes gab als die angelernten Rechts-Links-Schemata in meinem Kopf.

Über zehn Jahre später lernte ich Jürgen Fuchs persönlich kennen. Zur Musikszene hatte ich keinen Kontakt mehr. Ich hatte Theologie studiert und war im Vikariat, der zweiten Ausbildungsphase für PfarrerInnen. Parallel zu meiner damaligen Arbeit als Seelsorgerin im Krankenhaus Moabit war ich für ein knappes Jahr einige Stunden in der Woche im „Treffpunkt Waldstraße“ tätig, der psychosozialen Initiative Moabit e.V. Dort arbeiteten Jürgen und seine Frau Lilo als Sozialpsychologen im Kinder- und Jugendbereich. Einmal pro Woche zeigte Jürgen in der Jugendarbeit einen Film, den abwechselnd die Jugendlichen und Jürgen selber aussuchten. Gewaltvideos, Hardcorepornos und Ähnliches mutete Jürgen sich auf diese Weise vierzehntäglich zu; den Jugendlichen allerdings mutete er seine Kommentare und seine Reaktionen zu, die manchmal soweit gingen, daß er sich einen Eimer zum Übergeben neben seinen Platz stellte.

Im Rückblick erscheint mir dieser Akt des Sich-Aussetzens wie ein Bild für Jürgens Leben. Und wie ein Bild für den Anspruch, den er an andere stellte. Mit dem er so viele andere überforderte. Auch mich damals. Und mit dem er gleichzeitig für so viele andere zu – ja, zu was wurde? Nein, nicht zu einer Instanz, dazu war Jürgen immer zu präsent, zu humorvoll und lebendig. Mir als Theologin fällt am ehesten der Vergleich zu dem Propheten Jesaja im Alten Testament ein: zu einem Gottesknecht.

Viele Jahre hatten wir keinen persönlichen Kontakt. Ich hörte und las von Jürgen, dem Schriftsteller. Fast zeitgleich mit der Diagnose meiner eigenen Krebserkrankung hörte ich von Jürgens Krankheit. Und ich fragte mich, wie er wohl mit seiner Frau und seinen drei Kindern und dem Wissen um seinen nahen Tod lebte. Erst als ich die Anzeige seines Todes las, war mir klar, daß es nun zu spät war, mit ihm darüber zu sprechen. Am Tag seiner Beerdigung war ich krank.

Aber die alten Platten höre ich wieder: Für uns, die wir noch hoffen.

Menschheit im Kernschatten

In der Herbstausgabe des *paternoster* geht es um die totale Sonnenfinsternis und andere Welt-Ende-Fantasien.

Impressum

paternoster
Die Zeitschrift der Evangelischen
Emmaus-Ölberg-Gemeinde
3. Jahrgang Nr. 2, Sommer 1999

Herausgeber im Sinne des Presse-
rechts ist der Gemeindegemeinderat
der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion
Christoph Albrecht, Bernd Feuer-
helm, Ulla Franken, Miriam Holl-
stein, Matthias Kurzer, Jörg Machel,
Claudia Ondracek, Ingo Schulz

Redaktionsanschrift
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout
Jörg Machel und Ingo Schulz

Druck
Bildungswerk in Neukölln GmbH
gedruckt auf RecyMago 115gr/qm

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Emmaus-Kirche, Lausitzer Platz 8a,
10997 Berlin
Telefon 030/616 931-0, Fax -21

Ölberg-Kirche, Lausitzer Straße 28/
Ecke Paul-Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Kita Emmaus, Wrangelstraße 31,
10997 Berlin, Telefon 618 15 97

Kita Ölberg, Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Telefon 616 932-17

Emmaus-Kirchhof, Hermannstr. 133,
12051 Berlin, Telefon 626 24 35

PfarrerIn Ulla Franken
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin,
Telefon 616 931-15

Pfarrer Jörg Machel
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Telefon 616 932-15

Internet & e-mail:
<http://www.emmaus.de>
gemeinde@emmaus.de

Spendenkonto
Ev. Darlehensgenossenschaft
(BLZ 100 602 37), Konto 63606,
KVA/Emmaus-Ölberg/paternoster

Die Ausgrenzung homosexuell geprägter Menschen hat in unserer Gesellschaft eine lange, leidvolle Vorgeschichte. Wir bedauern, daß daran auch die christliche Kirche eine erhebliche Mitschuld trägt. Das Schweigen von Christen in der Nazizeit zu der Ermordung Homosexueller in den Konzentrationslagern ist ein Teil dieser Mitschuld. Deshalb haben wir allen Anlaß, aus dieser Geschichte zu lernen. Toleranz ist geboten, gerade auch gegenüber dieser Minderheit.

Wir bitten daher unsere Gemeinden, homosexuelle Mitchristen als Schwestern und Brüder anzunehmen.

Wir appellieren an die Menschen in unserem Land, Toleranz gegenüber den homosexuellen Mitbürgern zu üben und ihnen die Furcht vor Verunglimpfung zu nehmen, damit sie ihre geschlechtliche Prägung nicht verleugnen müssen.